

# DOKUMENTATION

## Die Aufgabe des Theologen

*Von Georg Schwaiger*

Der Rückblick auf fünfundsiebzig Semester der Lehrtätigkeit an der Universität München, in ihrer theologischen Fakultät, lädt ein zur Besinnung:

Sta viator — Wanderer, halt' an!

Lange habe ich überlegt, worüber ich heute, in meiner letzten Vorlesung »im Dienst«, zu Ihnen sprechen soll.<sup>1</sup> Sollte ich Erinnerungen, Erfahrungen mitteilen, aus einem Leben in bewegter Zeit oder aus den erlebten, tiefgreifenden Veränderungen der Universität München, der deutschen Universität überhaupt in fast einem halben Jahrhundert? Gewählt habe ich ein Thema, zeitlos gewiß, aber heute erneut von unmittelbarer Aktualität: Die Aufgabe des Theologen.

In den letzten Jahrzehnten wurde öfters über Kurzformeln des christlichen Glaubens diskutiert. Die in meinen Augen beste hat vor 200 Jahren schon Johann Michael Sailer, zwanzig Jahre Professor dieser theologischen Fakultät und später Bischof von Regensburg, der skeptischen Generation zwischen Aufklärung und Romantik verkündet: »Gott in Christus — das Heil der Welt.«<sup>2</sup> Dies ist die Mitte christlichen Glaubens, auch christlicher Theologie — in der Anstrengung und dem Dienst wissenschaftlicher Beschäftigung.

In diesem Dienst steht der Theologe, wenn er diesen Namen wirklich verdient. Dieser Dienst ist die Größe seines Berufes. Es ist für eine christliche Theologie eine Sache auf Leben und Tod, den christlichen Glauben als das sichtbar zu machen, was über unseren Weltbildern und Weltanschauungen steht und so nicht von dieser Welt ist, sondern ewige Weisung von Gottes Wort her bleibt. Es geht in der christlichen Theologie nicht um Mythen und Märchen und ihre modische Ausdeutung. Es geht um Gottes Wort.

Gottes Offenbarung vollzog sich in der Geschichte und im Wort. Die klassische Beschreibung der Offenbarungsphasen steht im Hebräerbrief (1,1–3): »Viele Male und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten; in dieser Endzeit aber hat er zu uns gesprochen durch den Sohn ...; er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Abbild seines Wesens.« Das Wort Gottes ist freilich nicht vorhanden wie irgend etwas anderes in der Welt. Die Offenbarung Gottes, die evangelische Botschaft in

---

<sup>1</sup> Abschiedsvorlesung in der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München am 18. Februar 1993.

<sup>2</sup> Die Kurzformel kehrt in Sailers Briefen und Schriften dem Inhalt nach oder wörtlich öfters wieder, z. B. im Brief an die Gräfin Eleonore Auguste von Stolberg-Wernigerode, Landshut, 8. Dezember 1801. Hubert Schiel, Johann Michael Sailer. Bd. II, Briefe, Regensburg 1952, 235 f Nr. 220. Wörtlich in den »Neuen Beiträgen zur Bildung der Geistlichen«, VIII: »Grundsatz der christlichen Liturgie«. Johann Michael Sailer's sämtliche Werke, hg. v. Joseph Widmer, Bd. 19, Sulzbach 1839, 269: »Die Grundwahrheit aller Wahrheiten des ganzen Christentums ist, wie es alle christlichen Konfessionen bis auf diese Stunde anerkennen, die: Gott in Christus — das Heil der Welt.«

Wort und Sakrament, wird durch die Zeiten getragen im Zeugnis und in der lebendigen Verkündigung der Kirche, bis die Weltzeit sich vollendet.

Damit hat sich der Theologe ex officio zu beschäftigen als »Diener des Wortes« (Lk 1, 2), Diener der Offenbarung, aber auf dem Weg der Wissenschaft. Und da Theologie von Menschen für Menschen getrieben wird, ist mit dieser wissenschaftlichen Arbeit Größe und Grenze der Theologie, Größe und Grenze der Theologen unlösbar verknüpft.<sup>3</sup> Größe und Grenze liegen zum einen im genannten Gegenstand der wissenschaftlichen Arbeit, der das Mysterium Gottes die Grenze setzt, zum andern im Menschen, der diesen Gegenstand methodisch — und das heißt seit Aristoteles: auf dem angemessenen, dem Objekt entsprechenden Weg — angeht. Dies erscheint nur auf den ersten Blick als selbstverständlich. Wer die Geschichte menschlichen Geistes kennt, die Theologiegeschichte inbegriffen, weiß um die Beschwerlichkeit, die Last und Hitze dieses Weges, von den Vor-Sokratikern angefangen bis heute. Er weiß auch um die großen Leistungen und um die Mühsal in fast zweitausend Jahren christlicher Theologie. Dazu nur einige Bilder und Überlegungen.

Die Diskussion um die Wissenschaftlichkeit der Theologie hat im eigentlichen Sinn erst in der Hochscholastik eingesetzt, als man sich dem wiederentdeckten Aristoteles, der Höhe griechischer Geistesarbeit konfrontiert sah, zunächst in der gefährlich scheinenden Gestalt arabisch-jüdischer Überlieferung. Der gelehrte Anselm von Canterbury hatte den Weg gewiesen: *fides quaerens sola ratione intellectum fidei* (der Glaube sucht Glaubenseinsicht *auf dem Weg der Vernunft*).<sup>4</sup> Bonaventura, der glaubens- und geistesmächtige Franziskanertheologe des 13. Jahrhunderts, sprach treffend davon, Theologie vollziehe sich durch Hinzufügung (*per additionem rationis probantis fidei*).<sup>5</sup> Der Theologe fügt nämlich dem christlichen Glauben die wissenschaftliche Vernunft hinzu. Aber er darf den Glauben nicht in ein natürliches Wissen oder ein natürliches Glauben aufheben, das an die Stelle des geoffenbarten und verkündeten Glaubens tritt. »Ich bin der Herr, dein Gott« (Ex 20, 2) — von diesem gewaltigen Anruf her kann und darf sich Christentum nicht in christlicher Mitmenschlichkeit erschöpfen, so unabdingbar notwendig diese nach evangelischer Weisung ist, kann und darf sich Theologie nicht in Reli-

<sup>3</sup> Ausführlicher habe ich darüber gehandelt in meinem Aufsatz: »Diener des Wortes« (Lk 1, 2) oder Größe und Grenze der Theologen, in: Kirchengemeinschaft — Anspruch und Wirklichkeit. Festschrift für Georg Kretschmar, hg. v. Wolf-Dieter Hauschild, Carl Nicolaisen u. Dorothea Wendebourg, Stuttgart 1986, 177–188.

<sup>4</sup> Anselms erstes Werk, Monologion, trug zunächst den Titel: *Exemplum meditandi de ratione fidei*, sein Prologion ursprünglich die bezeichnende Überschrift: *Fides quaerens intellectum*. Anselm betont wiederholt mit allem Nachdruck, daß der Prozeß der Glaubenseinsicht *sola ratione* vor sich gehen soll, besonders in seiner *Epistola de incarnatione verbi* und in *Cur Deus homo*. Anselms Werke sind in einer ausgezeichneten kritischen Edition am besten zugänglich in: S. Anselmi Cantuariensis archiepiscopi Opera omnia. Rec. F.S. Schmitt, Nachdruck in 2 Bänden, Stuttgart-Bad Cannstatt 1968. — Würdigung seines Lebens und seines Werkes (mit Verzeichnis der Teil-Editionen und neuerer Lit.): Richard Heinzmann, Anselm von Canterbury, in: Klassiker der Theologie, hg. v. Heinrich Fries und Georg Kretschmar, I, München 1981, 165–180, 406–408; Martin Anton Schmidt, Anselm von Canterbury, in: Gestalten der Kirchengeschichte, hg. v. Martin Greschat, Bd. 3 (Mittelalter I), Stuttgart 1983, 123–147; Richard Heinzmann, Philosophie des Mittelalters, Stuttgart–Berlin–Köln 1992, 165–175.

<sup>5</sup> *Commentarii in quatuor libros Sententiarum Petri Lombardi*. In I Sent., Prooem. I ad 5.6 (Ausgabe der Franziskaner von Quaracchi: *Doctoris Seraphici S. Bonaventurae ... Opera omnia*, I, Quaracchi 1882, 8); Werner Dettloff, Bonaventura, in: *Klassiker der Theologie I* (wie Anm. 4), 198–211, 409f, 427; Heinzmann, Philosophie (wie Anm. 4), 223–232.

gionswissenschaft oder religiös verbrämte Soziologie oder Psychologie auflösen — Religionswissenschaft und Soziologie mit dem Anspruch, Theologie zu sein, wären unechte Religionswissenschaft und unechte Soziologie, letztlich nur Geschwätz und Modetorheit des Tages. Dessen hat sich der Theologe stets bewußt zu bleiben, gerade wenn er als gläubiger Christenmensch jeden Tag von neuem sich der Antwort seines Herrn (Lk 10, 25–37) zu stellen hat auf die Frage: Wer ist mein Nächster? — Der dem unter die Räuber Gefallenen Barmherzigkeit erwiesen hat. — Geh' hin und tue desgleichen! — Aber eine Theologie des modischen *dernier cri* verspielt ihre Würde.

Der Hochscholastik des 13. Jahrhunderts<sup>6</sup> gelang in dem Einsatz einer wahren Elite des Geistes die überzeugende Synthese der gefährlich aufgebrochenen Spannung zwischen Glauben und Wissen. Albertus und Thomas, Bonaventura und Duns Scotus vor allem haben dieses beeindruckende Werk vollbracht, jeder mit eigenem Profil geistiger Arbeit, und unter beträchtlichen Widerständen von innen und außen. Was hier aufgebrochen ist, war zunächst, mit Immanuel Kant zu reden, eine Revolution der Denkart in der Philosophie und Theologie. So wurde es auch von den Hütern der Überlieferung empfunden. John Peckham, Erzbischof von Canterbury und selber ein namhafter Theologe aus dem Franziskanerorden, erhob in einem Brief an einige Kardinäle der Römischen Kurie bewegte Klage und Anklage darüber, daß die vom Apostel vorhergesagte Pest der Streitfragen die Kirche befallen habe; das komme aber daher, daß die Lehre der Heiligen, besonders des heiligen Augustinus, von der einen der beiden streitenden Parteien — die Dominikanertheologen Albertus und Thomas sind gemeint — beiseitegeschoben und statt dessen das Haus Gottes mit heidnischen Götzenbildern — verstehe Aristoteles — angefüllt werde; die Säulen der Kirche seien ins Wanken geraten, und er bitte deshalb die heiligen Väter in Rom, ihr Augenmerk darauf zu richten. — Es war nicht das erstemal und schon gar nicht das letzte-mal, daß ein Zionswächter der Orthodoxie mächtig in die Posaune stieß.<sup>7</sup>

Die bewußte, kritische Hereinnahme des ganzen Aristoteles in die philosophische und theologische Arbeit erforderte im 13. Jahrhundert hohen Mut. Das Abenteuer des forschenden Geistes war nie ungefährlich. Entdeckung oder Gebrauch des hilfreichen Feuers bringen noch heute dem die Welt entdeckenden Kind die gleichen schmerzenden Brandblasen wie dem Sinanthropus vor drei- oder vierhunderttausend Jahren, und dem sagenhaften Mönch Berthold Schwarz ist gewiß so mancher Hafen in die Luft geflogen, bis er das Pulver erfunden hatte. Gefährlicher für die Forscher sind feindliche geistige Haltungen ihrer Umwelt. Denn der wirkliche Forscher weiß nie, was herauskommt. Gibt es etwas Gefährlicheres in der Theologie als gar solche geistige Bemühung?

Hier mag ein Blick auf Albertus Magnus, einen der bahnbrechenden Großen des 13. Jahrhunderts in der Philosophie und Theologie, nicht minder bedeutsam in den neuen, auf Beobachtung und Experiment gegründeten Naturwissenschaften, lehrreich und dem Theologen hilfreich sein.<sup>8</sup> Der kühne Mönch war sich mit allen gläubigen Forschern vor

<sup>6</sup> Fernand van Steenberghe, *Die Philosophie im 13. Jahrhundert*, München–Paderborn–Wien 1977; Heinzmann, *Philosophie* (wie Anm. 4), bes. 191–241.

<sup>7</sup> Gottlieb Söhngen, *Die Theologie im »Streit der Fakultäten«*, in: ders., *Die Einheit in der Theologie*. Gesammelte Abhandlungen, Aufsätze, Vorträge, München 1952, 2–21.

<sup>8</sup> Georg Schwaiger, *Albertus Magnus in der Welt des hohen Mittelalters*, in: *Albertus Magnus, Bischof von Regensburg und Kirchenlehrer. Gedenkschrift zum 700. Todestag* (Teildruck aus: *Beiträge zur Geschichte des*

und nach ihm gewiß einig: Spannungen zwischen Glauben und Wissen mag es wohl geben, nicht aber echte, sich gegenseitig ausschließende Widersprüche, wenn nicht der Hüter des Glaubens oder der Anwalt des Wissens seine Grenze überschreitet. Für den gläubigen Menschen ist die Welt des forschenden Geistes nicht weniger als die Welt des Glaubens in der Einheit Gottes geborgen. Die hier sich in allen Jahrhunderten immer wieder ergebende Problematik des gläubigen Wissenschaftlers, gerade auch des Theologen, hat Ignaz Döllinger in seiner berühmten Rede über »Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie« in der Münchener Abtei St. Bonifaz 1863 klassisch ausgedrückt: »Es ist das schöne Vorrecht der echten Theologie, daß sie alles, was sie berührt, in Gold verwandelt, oder gleich der Biene auch aus Giftpflanzen reinen, erquickenden Honig zu ziehen vermag. Jeder Irrtum, jede falsche Lehre nimmt für sie den Charakter einer Einwendung an, welche sie zu beantworten, einer Dissonanz, welche sie in Harmonie aufzulösen hat. Erst dann, wenn die Theologie die Lösung nicht gibt oder unrichtig gibt, wird der Irrtum theologisch gefährlich ...« Und jetzt kommt die Stelle, eine Magna Charta jeder theologischen Arbeit, die ich jeden Studierenden der Theologie an den Beginn eines jeden Kollegheftes und eines jeden Semesters zu setzen bitte: »Tiefer graben, emsiger, rastloser prüfen, und nicht etwa furchtsam zurückweichen, wo die Forschung zu unwillkommenen, mit vorgefaßten Urteilen und Lieblingsmeinungen nicht vereinbaren Ergebnissen führen möchte, das ist die Signatur des echten Theologen. Er wird nicht gleich scheu und ängstlich den Fuß zurückziehen, als ob er auf eine Natter getreten wäre, und die Flucht ergreifen, wenn ihm einmal ein bisher für unantastbar gehaltenes Satz in dem dialektischen Prozeß seiner Untersuchung sich zu verflüchtigen scheint oder eine vermeinte Wahrheit in Irrtum sich zu verkehren droht. Jenen Wilden wird er doch nicht gleichen wollen, welche eine Eklipse [eine Sonnenfinsternis] nicht sehen können, ohne in Angst zu geraten für das Schicksal der Sonne.« Der Professor der Kirchengeschichte und infulierte Stiftspropst von St. Kajetan fährt nun fort, und diese Worte sind ebenso wichtig: »Da wir gläubige Theologen sind, so wissen wir, daß auch die schärfste Prüfung nur immer wieder zur Bestätigung der richtig verstandenen kirchlichen Lehre ausschlagen werde. Wir wissen auch, daß unsere Geistesarbeit für jene Kirche und in jener Kirche vollbracht wird, welcher der göttliche Geist sich niemals entzieht.«<sup>9</sup>

Was Döllinger in den sich zuspitzenden Auseinandersetzungen in der katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts aussprach, gilt genau so für das 13. Jahrhundert, als man sich eben dem gefährlichen Aristotelismus stellen mußte. Albertus Magnus, ein wackerer Schwabe und kein Schwächling, den Papst Pius XI. 1931 als kanonischen Heiligen und Kirchenlehrer proklamierte, hielt mit seiner Meinung über eine nicht eben seltene Grenze besonderer Art nicht zurück. Er fordert ausdrücklich Freiheit der Forschung gegenüber kirchlicher Überängstlichkeit, Anwendung der wissenschaftlichen Methode, das heißt Forschung gemäß der Eigengesetzlichkeit jeder wissenschaftlichen Disziplin: »In Sachen des Glaubens und der Sitten muß man Augustinus mehr glauben als den Philosophen,

---

Bistums Regensburg, Bd. 14, Regensburg 1980), hg. v. Georg Schwaiger u. Paul Mai, Regensburg 1980, 7–21; ders., Albertus Magnus, in: Greschat, Gestalten der Kirchengeschichte 3 (wie Anm. 4), 317–331; Heinzmann, Philosophie (wie Anm. 4), 191–201.

<sup>9</sup> Text der Rede Döllingers: Johann Finsterhölzl, Ignaz Döllinger (Wegbereiter heutiger Theologie), Graz–Wien–Köln 1969, 227–263, hier 253–255.

wenn beide uneins sind; aber wenn wir von Medizin reden, halte ich mich diesbezüglich an Galenus und Hippokrates, und wenn es um die Natur der Dinge geht, wende ich mich an Aristoteles oder an einen anderen, der auf diesem Gebiet bewandert ist.«<sup>10</sup>

Stehen hier noch die »Autoritäten« im Vordergrund, so formuliert und praktiziert Albertus auch den kühnen, ganz in die neuzeitliche Wissenschaft weisenden Satz: »Experimentum solum certificat« — Das Experiment, die Erfahrung allein gibt Gewißheit.<sup>11</sup> — Und dann seine scharfe Abrechnung mit den geistig begrenzten Widersachern innerhalb und außerhalb des Dominikanerordens, am Ende seines Politik-Kommentars: »Da sie in ihrer Faulheit solche Idioten sind, suchen sie, um nicht als Idioten zu gelten, denen, die wissenschaftlich über ihnen stehen, etwas anzuhängen. Solche Leute haben den Sokrates getötet, haben den Platon aus Athen in die Akademie gejagt, haben gegen Aristoteles gearbeitet und ihn zur Auswanderung gezwungen.«<sup>12</sup> — Die hier angesprochene, nicht eben seltene, besonders von den Frommen in Anspruch genommene Grenze in der Theologie kommt in einem Vers zur katholischen Theologie Deutschlands im vorigen Jahrhundert recht anschaulich zur Sprache — gemeint sind dabei Georg Hermes<sup>13</sup> in Bonn und Heinrich Klee<sup>14</sup> in Bonn und München:

Zum Adler Hermes sprach einst Klee, die Taube:

Wo die Vernunft am Ende, dort beginnt der Glaube!

Recht wohl — gab Adler Hermes Klee, der Taube, drauf:

Allein wo du zu denken aufhörst, höre ich nicht auf!

Im Streit der Fakultäten hatte auf der Höhe des Mittelalters die Theologie gesiegt, aber nicht durch kirchlichen Machtspruch, sondern auf dem freien Feld der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, mit denselben Waffen und mit den gleichen Kampfregeln wie die Philosophen. Das war eben, um noch einmal an Kant zu erinnern, das »Gesetzmäßige« dieses ersten Streites zweier Fakultäten und blieb von vorbildlicher Geltung. Nach den schöpferischen Denkern kommt der Troß der Epigonen. Die Herrschaft des Aristoteles wurde auch zur schweren geschichtlichen Belastung, was immer dann in der Geistesgeschichte sich ereignet, wenn ein System, und sei es so großartig wie die Systeme eines Aristoteles oder Thomas von Aquin, von den Epigonen als absoluter Maßstab gesetzt wird, damit erstarrt, zur geistigen Fessel wird — übrigens ganz gegen Selbstverständnis und Absicht ihrer Schöpfer. Auch im Streit um Kopernikus und Galilei beriefen sich Theologen am Beginn des 17. Jahrhunderts auf Aristoteles und seine Physik, und liefer-

<sup>10</sup> Zitiert nach Georg von Hertling, Albertus Magnus. Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters 14, H. 5–6, 1914<sup>2</sup>, 38.

<sup>11</sup> Albertus Magnus, De vegetabilibus VI, tr. 1, c. 1, Par. 1: »Earum autem, quas ponemus, quasdam quidem ipsi nos experimento probavimus, quasdam autem referimus ex dictis eorum, quos comperimus, non de facili aliqua dicere, nisi probata per experimentum. Experimentum enim solum certificat in talibus, eo quod de tam particularibus naturis syllogismus haberi non potest.« Zitat nach Georg von Hertling (s. Anm. 10), 39.

<sup>12</sup> Alberti Magni Opera omnia, ed. A. Borgnet, vol. VIII, Paris 1891, 803s.

<sup>13</sup> Eduard Hegel, Georg Hermes (1775–1831), in: Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, hg. v. Heinrich Fries u. Georg Schwaiger, I, München 1975, 303–322; Herman H. Schwedt, Das römische Urteil über Georg Hermes (1775–1831). Ein Beitrag zur Geschichte der Inquisition im 19. Jahrhundert, Freiburg i. Br. 1980.

<sup>14</sup> Juan Ulacia, Heinrich Klee (1800–1840), in: Fries–Schwaiger, Kath. Theologen (wie Anm. 13), I, 376–399.

ten damit das schlechte Beispiel eines »gesetzwidrigen« Streites, eben einer unzulässigen, in den Folgen verheerenden Grenzüberschreitung. Galilei erwies sich auch als der theologisch besser Beratene, wenn er die Autorität der Heiligen Schrift zwar in Sachen des Heils, nicht aber in Fragen der Naturwissenschaft gelten ließ.

Die übermächtig gewordene Herrschaft des Aristoteles war zur schweren geschichtlichen Belastung sowohl für Philosophie und Naturwissenschaft wie auch für die Theologie geworden. »Luthers Fehde gegen Aristoteles mit der Bibel in der Hand dürfte trotz ihrer Maßlosigkeit ihr theologisches Gewicht haben auch für katholische Theologen, denen geschichtlicher Blick eignet und denen es um eine Theologie von der biblischen Denk- und Sprechweise her zu tun ist. Wobei anzumerken ist, daß jenes kritische Verhalten einer biblischen Theologie gegen Aristoteles grundsätzlich auch vor Platon nicht haltmachen darf. Allerdings wurde im Zuge einer fortschreitenden, immer betonter werdenden Verkirchlichung der Theologie Aristoteles durch die neue, von seiner Begrifflichkeit gestaltete Theologie später ein geradezu kirchlicher Philosoph, wie es Platon denn doch in der Vorzeit niemals gewesen war.«<sup>15</sup>

Hier ist der rechte Ort, an eine entscheidende Grenze aller großen Systematiker und aller »geschlossenen« Systeme zu erinnern. Die Wirklichkeit läßt sich durch kein noch so genial angelegtes System einfangen. Dies gilt auch für die Welt des Glaubens und ist selbstredend eine Binsenwahrheit. Aber nicht alle Epochen waren sich dessen im selben Maße bewußt. Bei allem Respekt vor der Hochscholastik wird eine Zusammenschau der gesamten theologischen Entwicklung dem Urteil Döllingers wohl beipflichten müssen: Die Scholastik vermochte »die Einseitigkeit ihres Standpunktes und die Mängel ihrer Methode nicht zu überwinden. Bei ihrer analytischen Verfahrensweise war sie nicht imstande, ein harmonisches, dem innern Reichtume der geoffenbarten Heilswahrheiten wirklich entsprechendes Lehrgebäude zu schaffen. Vor allem aber war es von entscheidendem Einflusse auf die Leistungen der Scholastik, daß die gesamte biblisch-exegetische und historische Seite der Theologie zurückgetreten und verdunkelt war. Jenem Zeitalter fehlte überhaupt die Fähigkeit des historischen Forschens und Reproduzierens; schon die beiden Vorbedingungen hierzu, linguistische Kenntnisse und die historische Kritik, waren nicht vorhanden. Man lebte nur in der Gegenwart, man begriff und kannte nur das Fertige, nicht das Werdende, nicht die auch für das religiöse Gebiet gültigen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung. Die Theologie war sozusagen einäugig; sie besaß das spekulative, sie entbehrte das historische Auge.«<sup>16</sup>

Die Richtigkeit dieses Urteils hatte die mittelalterliche Scholastik, auch die Hochscholastik, selbst erwiesen: Einer der wesentlichen Gründe für die endgültige Spaltung der Kirche in den griechischen Osten und den lateinischen Westen war dieses mangelnde Verständnis für eine andere geschichtliche Entwicklung, für ein anderes theologisches Denken, für eine andere theologische Sprache. Mit den Formeln der Scholastik war die Einheit weder 1274 in Lyon noch 1439 in Florenz wiederherzustellen.

Wer Theologie treibt, steht in einer Welt des Denkens, deren Problemstellungen alle eine geschichtliche Dimension haben. Ob im analytisch-kritischen oder im konstruktiv-

<sup>15</sup> Söhngen (wie Anm. 7), 11.

<sup>16</sup> Ignaz Döllinger, *Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie* (wie Anm. 9), hier 232 f.

systematischen Zugriff, in jedem Fall ist schon die Thematik einer Theologie nur denkbar im Zusammenhang einer Geschichte christlichen Denkens, welche die Bedingung jeder gegenwärtigen Theologie ist. Dieser Sachverhalt ist der neueren Theologie zum vorrangigen Thema ihrer Selbstbesinnung geworden. Er bestimmt ihre Arbeit, auch ihre Auseinandersetzungen nach innen und außen.

In der konkreten Gestalt der vielen Disziplinen einer theologischen Fakultät der Gegenwart hat sich diese fundamentale Bedingung einer Theologie eine institutionelle Form geschaffen, in der sich Theologie als eine Wissenschaft darstellt, die in ihrem Aufbau, in ihrer sachgerechten Gliederung historischen Gesichtspunkten folgt. Nach Auflösung der jahrhundertlang beherrschenden systematisch-dogmatischen Verfassung der Theologie, wie sie für deren vorkritische Epoche kennzeichnend war, hat sich ihre Neukonstituierung, provoziert durch die Aufklärung, seit dem 18. Jahrhundert nach historischen Gesichtspunkten vollzogen.

Der moderne, historisch bestimmte Grundriß der wissenschaftlichen Theologie konnte sich innerhalb der katholischen Kirche nur schwierig durchsetzen. Er stand aber auch etwa in der protestantischen Theologie zu keinem Zeitpunkt in fragloser Geltung, sondern wurde immer wieder als problematisch empfunden. Und dies in zweifacher Hinsicht: Die theologische Orientierung an der Geschichte des Christentums enthält eben die zentrale theologische Frage nach Gott und seiner Offenbarung, welche die historisch-kritische Arbeit transzendiert und durch keine Bemühung des Menschen zu problemloser Darstellung gebracht werden kann. Diese gewaltige Spannung hat der Theologe, der eben nicht Religionswissenschaftler oder tiefenpsychologischer Traumdeuter ist, auszuhalten. Nach Ausweis der Theologiegeschichte sind manche dieser Belastung ausgewichen, manche auch daran zerbrochen. Daß das Aushalten möglich ist, daß sich der höchste Einsatz des Geistes lohnt, daß Gott auch den Theologen aushält und trägt, zeigt eine lange Ahnenreihe erlauchteter Geister in theologischen Fakultäten seit fast achthundert Jahren.

Die einem historischen Aufriß folgende Wissenschaftlichkeit der Theologie stand und steht auch stets im sanften oder auch unsanften Druck der Erwartungen und Anforderungen der Praxis von Religion und Kirche ihrer Zeit. Dieses stete Gefordertsein, die Zeitgenossenschaft der Theologie vornehmlich hat bewirkt, daß die moderne Theologie über der wissenschaftlichen Arbeit in den einzelnen, notwendig immer stärker divergierenden Disziplinen ihre grundlegende Einheit bewahrt hat.

Zur geschichtlichen Dimension im weitesten Verstand des Wortes tritt deshalb für die Theologie auch heute ein zweites, nicht weniger gewichtiges Moment, an dem die Aktualität von Theologie sichtbar wird: Wer Theologie treibt, nimmt teil an der Welt des Christentums in der konkreten Gestalt der Kirche. Und diese Aussage verstehe ich, gerade weil mir die Kirchengeschichte als mein Fach in der Polyphonie einer heutigen theologischen Fakultät vertraut ist, für alle Theologen und für alle christlichen Kirchen.<sup>17</sup> Die größten Theologen waren sich dieses den Kirchen dringend notwendigen, unverzichtbaren Dienstes gar wohl bewußt, und die größten unter den kirchlichen Amtsträgern

---

<sup>17</sup> Trutz Rendtorff, *Theologie in der Welt des Christentums*, in: *Die Funktion der Theologie in Kirche und Gesellschaft*, hg. v. Paul Neuenzeit, München 1969, 358–370; ders., *Theorie des Christentums. Historisch-theologische Studien zu seiner neuzeitlichen Verfassung*, Gütersloh 1972.

haben sich stets für den notwendigen Raum der Freiheit eingesetzt, den möglichen, ebenfalls unerläßlichen Raum menschlichen Irrtums miteingeschlossen, ohne den geistige Arbeit, auch in der theologischen Anstrengung, nicht fruchtbar sich entfalten kann.

Hier mag man sich an Dantes Wort erinnern, mit dem Döllinger seine genannte Rede 1863 geschlossen hat (Paradies 19,79):

Doch wer bist du, der zu Gericht will sitzen,  
Auf tausend Meilen weit Urteil zu fällen,  
Mit deinem Blick, der eine Spanne reicht?<sup>18</sup>

Professor Johannes Eck, der Glaubensstreiter des 16. Jahrhunderts, hat in schon vorge-rückten Lebensjahren einmal bekannt, daß er sich nicht trennen könne von der Hohen Schule und vom Schweiß der Studenten.<sup>19</sup> Ich kann dies meinem hohen Fakultätskollegen nachfühlen. Auch in schwierigen Zeiten bin ich gern zur Universität gegangen, hat mir die gemeinsame Arbeit mit den Studierenden Freude gemacht. Deshalb schließe ich mit einer Liebeserklärung an die alte deutsche Universität und mit meinem herzlichen Dank an die vielen tausend jungen Leute, auch an die höchst aufmerksamen und eifrigen Senioren dieser Jahre. Als bislang letzter Dekan der Fakultät habe ich in meinem ersten Dekanat, im Sturmjahr 1968/69, die öffentlichen Promotionen noch in der fünfhundertjährigen lateinischen Tradition durchgeführt. Da steht am Ende der Dank an alle Teilnehmer und Gäste — heute an Sie alle gerichtet:

Re feliciter peracta unum restat, ut vobis omnibus gratias agam quam maximas. Ite, lectio est acta.

<sup>18</sup> (Wie Anm. 9), 263.

<sup>19</sup> Johannes Eck, *Epistola de ratione studiorum* (1538), ed. J. Metzler, Münster i.W. 1921 (*Corpus Catholicorum* 2), 74 f.